EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 64–86
© Waxmann

Reinhard Bernbeck

»La Jalousie« und Archäologie: Plädoyer für subjektloses Erzählen

Zusammenfassung:
Der Beitrag propagiert eine neue Form des historischen Schreibens für die Archäologie, eine subjektlose Erzählweise. Zunächst beschreibe ich die unterschiedlichen Diskurse, die sich in der deutschen Archäologie entwickelt haben. Auffällig ist dabei eine dem Deskriptiven huldigende Einstellung, die ich als »Katalogismus« anhand postkolonialer Überlegungen zu Archiven kritisiere. Ich vergleiche diese beschreibende Verfahrensweise mit Erzählstrukturen im historischen Bereich, wo eine gewisse Lebendigkeit gefordert wird. Ich argumentiere, dass die in der Archäologie vorherrschende »Fiktion der Faktizität« nicht durch die in der Literatur übliche Einfügung fiktiver Subjekte überwunden werden sollte. Vielmehr sollten wir eine Erzählform finden, die dem uns zur Verfügung stehenden Material entspricht. Dieses ist fragmentiert und lässt handelnde Individuen oder gar deren Namen nicht erkennen. Hingegen kennen wir das Material ausgezeichnet in seinen optischen, haptischen, olfaktorischen und anderen Qualitäten. Diese Ausgangsbasis passt exzellent zu den Prinzipien des französischen nouveau roman der 1950er Jahre, wie er von Alain Robbe-Grillet und anderen theoretisiert wurde. Mein Plädoyer ist daher, diese ins Postmoderne weisende Erzählform für die Archäologie nutzbar zu machen.

Schlüsselwörter: Erzählung; Diskursproduktion; Authentizität; nouveau roman; Subjektivierung; Archäologie; Archiv

»La Jalousie« and Archaeology: a Plea for a Narration without Subject

Abstract:
This paper advocates a new form of historical writing for archaeology, a narrative without subjects. I set the stage by describing the different kinds of discourses that have developed in German archaeology. The strong emphasis on descriptive writing is remarkable, and I criticize this »catalogism« by drawing on post-colonial reflections on the nature of archives. I compare such descriptive narratives with those prevalent in historical disciplines where a certain vitality of narratives is required. I argue that the prevailing stale »fiction of facticity« in archaeology should not be overcome by reverting to literary mechanisms such as the insertion of fictional characters. Rather, we should find narrative forms that correspond to the specificities of the material available to us. The latter is fragmented and is usually devoid of indications of specific individuals, not to speak of their names.

However, as archaeologists we have an excellent sensual and conceptual knowledge of materials, whether the qualities be visual, tactile, olfactory or other. This starting point for narratives fits very well the principles of the French nouveau roman of the 1950s as theorized by Alain Robbe-Grillet and others. My plea is therefore to render this narrative form with its post-modern elements useful for archaeological narrations.

Keywords: narration; discourse production; authenticity; nouveau roman; subjectivation; archaeology; archive

Archäologie in Deutschland entwickelte sich ursprünglich aus der Idee, die Vergangenheit direkt für die Gegenwart zu nutzen. Das war zu Zeiten Winckelmanns (1969 [1754–55]), als man sich das antike Griechenland zum Vorbild für Kunstproduktion nahm. Diese Einstellung hielt bis ins 19. Jh. an, wurde dann aber abgelöst durch eine Verwissenschaftlichung, die sich an den Zeitgeist der aufkommenden Naturwissenschaften dadurch anpasste, dass sie sich aufs Kategorisieren von so genannten Denkmälern spezialisierte.[1] Dabei konnte es sich um Statuen, Siegel, Töpfe, Münzen und ähnliches handeln (Hölscher 2002; s. a. Bernbeck 1997, 19–21). Erst unter dem Einfluss von Ratzels Anthropogeographie (1899) entstand mit Kossinna (1920) die Idee, Archäologie könne ganze Kulturen klassifizieren und damit eine Geschichte der Völker ohne Schrift produzieren. Das treibende Interesse an diesen Vorstellungen war der Nationalismus. Das daraus resultierende Prinzip der normativen Kulturgeschichtsschreibung wirkt bis heute nach, zumindest in der Nomenklatur. Hallstatt und Halaf, Trichterbecher und Tripolje, Chaco und Andronowo ebnen die soziale Vielfalt ein, die unter diesen Termini zusammengefasst wird. Das Resultat dieses Vorgehens sind unterschobene kollektive Mentalitäten,[2] die einer idealistischen Geschichtsschreibung Vorschub leisten.

In der prozessualen Archäologie fand man mit der Systemtheorie einen Ausweg aus dem Idealismus. Flannery (1967, 120) fasste dies bündig so zusammen, dass man nicht »the Indian behind the artefact«, sondern »the system behind both the Indian and the artefact« suche. Auch hier interessieren also wirkliche Menschen nicht. Es handelt sich um eine Archäologie, die explizit anti-humanistisch ist, während die kulturgeschichtliche Richtung ihren Antihumanismus noch in Kollektivsubjektivitäten zu kaschieren suchte. Erst mit der postprozessualen Archäologie der 1980er Jahre versuchte man wieder, sich Menschen, auch prähistorischen, anzunähern.[3] Das zeigt sich zunächst an der zwanghaften Suche nach Bedeutung, dem als ubiquitär angesehenen »meaning« von Dingen (Hodder 1989b) und der Wiederentdeckung der Hermeneutik (z. B. Hodder 1986, 118–146; Shanks/Tilley 1992, 103–112), dann aber besonders im Interesse an Alltagspraktiken und *agency* (Dobres/Robb 2000). Diese zunehmend auf das Kleinteilige

1 Folgt man Foucaults Interpretation der Geistesgeschichte als einer Abfolge von Epistemen, ist die akademische Archäologie mit ihrem Klassifizieren allerdings noch ganz im 18. Jh. verfangen (Foucault 1971, 107–113). Epistemen sind dabei »Positivitäten«, »die Gesamtheit der Institutionen, Subjektivierungsprozesse und Regeln, in denen sich Machtverhältnisse konkretisieren« (Agamben 2008, 14).

2 Man mag dies als einen Euphemismus für den nicht mehr nutzbaren Begriff »Volk« ansehen.

3 Diese Tendenzen werden jedoch von einer posthumanistischen, auf »materiality«-Theorien beruhenden Archäologie heute als anachronistisch angegriffen (Knappett 2005).

fokussierte Entwicklung archäologischer Konzepte spitzte sich weiter in der feministischen Archäologie zu. Einige der bekanntesten Arbeiten feministischer Archäologinnen rekonstruieren Szenarien vergangener Lebenswelten.

Feministische Archäologie hat gerade an sterilen beschreibenden Darstellungsformen, wie sie seit dem 19. Jh. vorherrschen, harsche und berechtigte Kritik geübt.[4] Ruth Tringham (1991) verwandte hierfür die Metapher der »faceless blobs«, die archäologische Rekonstruktionen der Vergangenheit bevölkern, und fragte »But Gordon, where are the people?« in einer virtuellen Diskussion mit dem bekanntesten Archäologen des 20. Jhs. (Tringham 1996). Janet Spector (1993) ging noch einen Schritt weiter und mischte fiktive mit faktischen Ausdrucksformen in ihrem Buch *What this Awl Means*. Rosemary Joyce (2002) propagierte dialogische Schreib- oder Darstellungsformen unter Berücksichtigung von Bakhtins Konzepten der *Heteroglossie* und *Polyphonie* sowie Geertz' (1987) Ideen der »dichten Beschreibung«. Das klingt alles innovativ und phantasiereich. Sollten wir nicht eine Archäologie fördern, die über die langweilige Beschreibung toten Materials oder abstrakter Systemelemente hinausgeht? Mit feministischen Theorien erhalten wir endlich auch die Möglichkeit, die narrative Dimension der Archäologie neu zu überdenken und gleichzeitig vielleicht sogar einen Diskurs zu produzieren, der beim Publikum ankommt.

Die Verzweigung der Diskurse in der Archäologie

Wichtig bei all diesen Überlegungen zur Narrativität ist das auch in der Geschichtsschreibung thematisierte Verhältnis von Faktizität und Fiktion. Als ArchäologInnen treffen wir hier auf zwei Unterscheidungen, deren Charakter, so meine ich, neu überdacht werden müsste.

Da ist zunächst die Geschichtsschreibung, die traditionellem Verständnis nach auf Textquellen beruht. Geschichte ist danach die Sphäre der *res gestae*, die als verschriftete Dokumente vorliegen. Die frühen methodischen Versuche der kulturgeschichtlichen Archäologie, diese Trennung zu relativieren, sind keinesfalls gelungen, auch nicht in V.G. Childes Werken wie etwa *The Danube in Prehistory* (1929). Denn erkennbare HandlungsträgerInnen gibt es dort nicht, es sei denn die Strukturen selbst. Eric Wolf (1982) setzt solchen Konstrukten entgegen, dass gerade ihre Normativität eine Geschichte im landläufigen Sinne *a priori* unmöglich macht. Ratzel formulierte als erster explizit das Interesse, eine »Geschichte schriftloser Völker« zu schreiben, die allerdings kollektiv nichts anderes vollbringen, als ihren geographischen Standort und ihre materielle Kultur zu verändern. Dies ist der Idee einer Geschichte aktiv handelnder Menschen geradezu entgegengesetzt. Auf außereuropäische »Völker« von Ethnologen wie Frobenius (1933) angewandt, wurde damit dem Kolonialismus nur weiter Vorschub geleistet, sodass umgekehrt die Verschriftlichung sowie die Institutionalisierung von Archiven als »zivilisatorische Aufgaben« der Politik ausgegeben werden konnten. Zeitnäher ist Eggerts Versuch (2006), Archäologie einen Platz in einer Systematik der historischen Kulturwissenschaften anzuweisen. Dies ist solange zum Scheitern verurteilt, wie

4 Schon Ian Hodder (1989a) hatte sich mit den narrativen Problemen der Archäologie beschäftigt und den aseptischen Stil unserer Erzählungen beklagt.

akademische Fachspezialisierung ein Amalgam aus bornierter Macht über partikulares Wissen bleibt, das Interesse an einer synthetischen und trotzdem nicht normativen Anthropologie im Keim erstickt (Bernbeck 2011).

Als *historia rerum gestarum* sollte den geschichtlichen und archäologischen Fächern, die ja beide einen Diskurs über die Vergangenheit produzieren, keine großen Unterschiede zukommen. HistorikerInnen konzeptualisieren seit Ranke (s. Gross 1998, 143–162) Arbeitsschritte zwar etwas anders als ArchäologInnen, dennoch können wir in beiden Fächern einen klassischen Dreischritt feststellen: die Transformation der materiellen Realität, was Dokumente einschließt, in eine »Quelle«, das Ordnen einer Ansammlung an Quellen unter einer Fragestellung und die Erzeugung einer historischen Erzählung aus den in Quellen transformierten Materialien; kürzer ausgedrückt, das wahrnehmende Sammeln, Beschreiben und Deuten.

Der Produktionsprozess der Historiographie

Die historische Disziplin hält meist daran fest, zunächst eine Quellenkritik zu üben, die darin besteht, die Zuverlässigkeit der Quelle zu prüfen. Dabei mag es um äußere Kriterien gehen, wichtiger sind jedoch die inneren (Bernheim 1936 [1905], 140–141), die sich mit der Motivation und den Einsichten der QuellenproduzentInnen auseinandersetzen und dabei nach wie vor Wert auf die Nähe zwischen BeobachterIn und beschriebenem Ereignis legen.[5] In semiotischen Termini ausgedrückt wird dabei die Relation zwischen Signifikat und Signifikant untersucht, und nach eingehender Prüfung kann die Quelle ausgewertet und in Zusammenhang mit anderen gesetzt werden, um daraus eine zusammenhängende, Sinn vermittelnde Geschichte zu erzeugen (Rüsen 1994, 16–24). Barthes kritisierte an diesem Vorgehen die Auslassung des Begriffs als Brücke zwischen Signifikat und Signifikant, zwischen »Ding« / Ereignis und »Wort« / historischer Erzählung. Das komplexe »semiotische Dreieck« Peirces (s. Eco 1972, 28–31) wird in der Quellenkritik zu einer zweidimensionalen Beziehung verkürzt.[6] Nur durch diese Operation kann auch die Illusion der wahrheitsgemäßen historischen Darstellung entstehen, kumulierend in der naiven Frage »Warum erzählen wir uns überhaupt wahre Geschichten?« (Röttgers 1982, 31), eine von Barthes (1982) als Ideologie bloß gestellte Mechanik des Diskurses.

Aber auch ein zweiter Schritt der Historiographie, der Übergang von den Quellen zum synthetischen Text, wird in der Disziplin Geschichte selten als intellektueller Vorgang thematisiert (z. B. Rüsen 1989). Das liegt daran, dass HistorikerInnen Archive in der Regel als vorgegeben ansehen und sich nur um die Zugangsberechtigung Gedanken machen (Koselleck 2000, 258–261), statt sie als einen machtpolitisch einseitigen, in der Archivstruktur schon verankerten Diskurs zu verstehen, der bestimmte Ansichten und Narrative vorprägt (Hedstrom 2002). Auch werden Archive oft als

5 Diese Reflexionen zur Augenzeugenschaft als der besten Primärquelle finden sich schon bei Thukydides, werden aber gerade in der Sozialhistorie stark relativiert (Kocka 1986, 70–77). Frieds (2004) Theorien beschäftigen sich ebenso mit diesem Problem, sind aber wegen ihres biologistischen Charakters hochproblematisch.

6 Kosellecks Ansatz (2004, XXII) einer Begriffsgeschichte versucht, dieser Verkürzung mit historischen Mitteln beizukommen.

so unverallgemeinerbar angesehen, dass die Auswahltätigkeit nicht in eine methodisch festgelegte, routinierte Praxis verwandelt werden kann. Damit wird aus der Produktion des historischen Narrativs ein in seiner Logik nicht nachvollziehbarer Prozess. Dessen Kritisierbarkeit besteht einzig in *post hoc* angestellten Überlegungen zum Resultat, nicht aber in der Infragestellung seiner Produktion.

Die Archäologie hat sich einen längeren Produktionsweg von der praktischen Auseinandersetzung mit Quellen bis zur historischen Erzählung geschaffen. Nach gängigen Vorstellungen sind die Primärquellen der Archäologie die Materialien aus der Vergangenheit. Diese sind jedoch, wie oft in den Medien festgestellt, »stumm«, während angeblich »die aus antiken Schriftquellen unmittelbar zu uns sprechenden Menschen recht gut verstanden werden können« (Schmidt 2006, 7). Daher stellen ArchäologInnen zunächst eine spezifische Art Sekundärquellen her, deren erkenntnistheoretischer Status der Primärquelle in den historischen Wissenschaften entspricht. Diese archäologischen Sekundärquellen sind die strikt deskriptiven Operationen der Grabungsdokumentation. Es handelt sich um Versuche, multimediale Augenzeugenberichte zu erstellen, die gleichzeitig aber objektiv-unparteiisch sein sollen, abgesehen vielleicht von Tagebucheintragungen. Letztere spielen aber im Zuge der Industrialisierung des Ausgrabens, des Festhaltens von Ausgrabungsergebnissen in »locus sheets« und der Reduzierung vergangener Handlungssequenzen auf die Form einer graphischen Matrize (Harris 1989) eine immer geringfügigere Rolle (McGuire/Shanks 1996). Die so produzierten Archive von Sekundärmaterial verkürzen ebenso wie die historischen Wissenschaften das semiotische Dreieck auf eine einfache Beziehung zwischen Signifikat und Signifikant. Erst der »reflexive turn« in der Archäologie (Hodder 2003) hat diese spezifischen Mechanismen der archäologischen Archivproduktion neuerdings Frage in gestellt. In einem nächsten Schritt werden die genau umrissenen Sekundärarchive, die »Grabungsdokumentationen«, dann in einem von der Methode her mehr oder minder expliziten Prozess in so genannte Grabungspublikationen transformiert, die somit den Status von Tertiärquellen haben. Interessanterweise werden auch diese so gestaltet, dass die Illusion der »objektiven«, interpretationsfreien Darstellung aufrechterhalten werden kann.

Die Besonderheiten der deutschen Archäologie liegen nun darin, dass gerade viele universitäre Qualifizierungsarbeiten nicht dem Gang ins sekundäre oder tertiäre Archiv mit anschließender Erarbeitung eines historischen Diskurses entsprechen, sondern ArchäologInnen vielmehr zu ArchivarInnen machen, die während ihres Archivbesuchs dasselbe neu ordnen. So entstehen umfangreiche Kataloge über Architektur eines bestimmten Zeithorizonts, oder Keramik aus einem *a priori* definierten regionalen oder örtlichen Umfeld, die am Ende mit wenigen interpretativen Worten bedacht werden, die sich noch dazu oft auf Zeit-Raumverhältnisse des bearbeiteten Materials beschränken. Diese Art der Auseinandersetzung mit »Material«, mit archivierten Quellen, trägt stark fetischistische Züge. Sie äußert sich zudem in einem weiteren Produkt, das besonders in Kontinentaleuropa einen hohen Ruf genießt, in angelsächsischen Ländern dagegen eher eine Randerscheinung archäologischen Schrifttums ist: der Ausstellungskatalog. Dieses Medium stellt die bildliche und kategoriale, Objekt-gebundene Darstellung in den Mittelpunkt, während interpretative Textpassagen eine periphere Position innehaben.

Die Überschätzung des Stellenwerts des Materiellen gerade in der deutschsprachigen Archäologie hat zu einer Zäsur geführt, die den archäologischen Diskurs in zwei schroff geschiedene Sparten unterteilt. In den Grabungsdokumentationen, den Grabungs- und Materialpublikationen sowie in *Coffee-Table books* der großen Ausstellungen herrscht ein katalogistischer Diskurs vor. Texte sind kurz, tabellenhaft, vermeiden die grammatische Form des Aktiv und eine Subjekt-orientierte Sehweise. Die Empirie und die Illusion der Objektivität stehen im Zentrum. Das Ergebnis sind weitestgehend unlesbare Konvolute, die bestenfalls zur »Durchsicht« geeignet sind, womit sie ja vielleicht dem Habitus postmoderner Subjektivität mit ihrer »browsing« Mentalität entsprechen. Jedoch fehlt ihnen durch ihre Unübersichtlichkeit der Nachschlagecharakter einer Enzyklopädie. Diese Werke zeichnen sich durch einen präsentistischen Duktus aus: die Objekte haben vorwiegend den Status von Fragmenten, die als gegenwärtig beschrieben werden. Dem steht eine weit weniger umfangreiche Literatur der interpretativen Artikel und Bücher gegenüber, ein minoritärer Diskurs, der historischen Erzählungen nahe kommt. Hier handelt es sich in der Regel um Texte, die aus einer auktorialen Perspektive berichten,[7] wobei eine imaginierte Vergangenheit im Mittelpunkt steht. Nur in wenigen Bereichen, die auf intensives Forschungsinteresse stoßen, ergibt sich eine Verdichtung der historischen Erzählungen, die zu Kontroversen und damit auch letztlich zu einem historischen Meta-Diskurs führen können. Dabei ist auffällig, wie stark dieser Bereich von anglophonen Werken geprägt ist. Der Grund ist, dass sowohl in den USA wie auch in Großbritannien Archive, die ich hier als sekundäre oder tertiäre bezeichnet habe, nicht als Ziel an sich, sondern nur als ein Mittel für einen darüber hinaus weisenden interpretativen Diskurs verstanden werden. Um von den Katalogen zur Interpretation zu gelangen, bedient man sich in der angloamerikanischen Archäologie explizit formulierter Theorien. Ein gutes Beispiel für das Resultat solcher Prozesse sind die Schriften zur Uruk-Zeit des 4. Jts. in Mesopotamien.[8]

Es mag den archäologischen Disziplinen zum Vorteil gereichen, dass sie die Einzelschritte der Wissensproduktion zwischen Quelle und historischem Narrativ ernster nehmen als die traditionelle Geschichtsschreibung. Komplex wird diese Situation in den archäologischen Epochen, die man gemeinhin als »historisch« bezeichnet, da hier historische und archäologische Archive in Kombination verarbeitet werden müssten.[9] Die disziplinäre Untugend der Aufteilung und Spezialisierung aber verhindert eine kreative Nutzung des Gesamtarchivs der Vergangenheit. So wird ArchäologInnen von philologischer Seite mangelndes Sprachverständnis, PhilologInnen von ArchäologInnen Unkenntnis archäologischer Methodik vorgeworfen. Die Kritik an derartigen exkludierenden Disziplinarmechanismen ist nicht neu. Schon Theodor Mommsen (1993 [1858], 164) meinte in seiner Akademie-Antrittsvorlesung in Berlin: »Die wissenschaftliche Entwickelung hat unter keinen Fesseln mehr gelitten als unter denen, in die sie

7 Zur Analyse derartiger Erzählformen s. Lämmert 1972; Stanzel 2001.

8 z. B. Wright/Johnson 1975; Pollock 1992; Algaze 1993; 2008; Nissen et al. 1993; Stein 1999; Bernbeck/Pollock 2002; Bernbeck 2009; Englund 2009. Nur am Rande sei angemerkt, dass die Beschäftigung mit Theorien, ursprünglich ebenfalls als Mittel zum Zwecke der Vergangenheitserhellung aufgekommen, sich im anglophonen Bereich zu einem Diskurs verselbständigt hat, der die Vergangenheit oft nur noch als ein Mittel zum Ziel der Theoretisierung ansieht (Bernbeck 2008, 396).

9 Dabei fällt auf, wie sehr der erwähnte angloamerikanische Diskurs an dieser Stelle versagt.

sich selber geschlagen hat durch die großenteils in den äußerlichen Verhältnissen des akademischen Unterrichts begründete Scheidung natürlich zusammengehörender Disziplinen«.

Die Dominanz eines katalogistischen Diskurses in der Archäologie und seine Zusammenhänge mit den wenigen narrativ ausgearbeiteten Bereichen hat spezifische Praktiken zur Folge, aber auch politische Konsequenzen. Eine davon ist die Entstehung von Wahrheitsbehauptungen, ein Vorgang, den ich in diesem Zusammenhang nicht näher untersuchen kann.[10] Hier geht es mir vielmehr darum, die Relation der zwei in der Archäologie vorwiegenden Diskursarten als Ausgangspunkt für einen von diesen beiden abweichenden Diskurstyp zu nehmen. Wie schon gesagt, herrscht die fälschliche Vorstellung vor, dass »Ausgrabungsdaten« ein objektives Sammelsurium an Dingen, Zeichnungen, Photos und Textfetzen sind, die der weiteren Interpretation harren.[11]

Dass Archive selbst immer schon Produkte machtpolitischer gegenwärtiger Umstände sind, haben postkoloniale Studien vielfach zeigen können – mit entsprechenden Konsequenzen zumindest für die Historiographie von Ländern wie Indien oder Indonesien (Stoler 2002; s. a. LaCapra 2004, 25). Archivierungsprozesse in der Archäologie werden sehr viel seltener auf solche Mechanismen hin untersucht. Manchmal geht es dabei um die Rolle der ProduzentInnen der Primärquellen (Gero 1996), seltener um die Dokumente, die zugelassen bzw. nicht zugelassen werden (Dural 2007). Die Mängel archäologischer Archive (etwa früher Ausgrabungspublikationen) werden meist als bedauerlich, jedoch nicht mehr zu ändern beiseite geschoben. Der Einfluss dieser Lücken auf die daraus entstehenden Narrative hingegen scheint keine weiteren Überlegungen wert zu sein. Dabei sind gerade die Selektionen, die wir in der Praxis der Ausgrabungen dauernd treffen, auch schon am implizit projizierten katalogistischen Diskurs orientiert. Immer größere Objektivität sowie die Erstellung der faktischen Grundlagen geben den Grundkonsens für zukünftig zu schreibende Vergangenheitserzählungen ab, vor denen in den deutschsprachigen Archäologien immer noch eine habituelle, tief verankerte Scheu zu bestehen scheint. Denn solche Narrative enthalten explizit fiktionale Elemente, die die ProduzentInnen der Kataloge auf jeden Fall vermeiden möchten. Man könnte ja eine als falsch widerlegbare Geschichte schreiben?

Fakt und Fiktion, Form und Inhalt

Eine Aufgabe ist es in diesem Zusammenhang zunächst, die Rolle der Fiktion in historischen Narrativen, auch denen der Archäologie, kurz zu erläutern. Dies geschieht am besten dadurch, dass man historisch-wissenschaftliche Erzählungen mit denen der Literatur vergleicht. Hayden Whites einflussreiche Überlegungen zu diesem Punkt (1973; 1987) haben unter HistorikerInnen sowohl lebhaften Zuspruch (Jenkins 1995; Munslow

10 Geradezu programmatisch für diese Tendenz ist der zweibändige Katalog der Ausstellung über Babylon des Berliner Pergamon Museums (Marzahn et al. 2008). Während der die archäologische und philologische Evidenz behandelnde Band mit *Babylon – Wahrheit* überschrieben ist, wird hiervon scharf der zweite Band mit dem Titel *Babylon – Mythos* getrennt.

11 Subjekt-bezogene Interpretation aber, wie auch aus manchen Diskussionsbeiträgen der Leipziger Konferenz hervorging, hat den Ruch des »Fiktiven« und sollte daher anscheinend vermieden werden (s. a. Eggert 2002).

1997, 140–162) als auch heftige Ablehnung hervorgerufen (Himmelfarb 1997; Elton 1991, 3–74). Für White ist Geschichte nicht in Fakten begründet, obwohl diese notwendig sind, sondern ein Konstrukt, das aus diesen mittels eines spezifischen *emplotment*s (»Verfabelung«) eine Geschichte kreiert, die gleichwertig neben anderen stehen kann. In der Historiographie wird damit der Interpretation bei White ganz eindeutig der Primat vor den »Daten« der Archive zugewiesen; historische Wahrheiten bleiben unerreichbar.[12]

Extrem an Empirie ausgerichtete katalogistische Texte der Archäologie dagegen sind wie Gerippe ohne Fleisch und Blut, trockene Gerüste, die Wissenschaftlichkeit und Wahrheit dadurch zu beanspruchen versuchen, dass sie das Erstellen von Relationen zwischen Fakten auf ein absolutes Minimum reduzieren. Verfabelung bleibt ein Tabu. Dies vergrößert den ohnehin schon klaffenden Spalt zwischen der fragmentarischen Natur der Primärquellen und dem synthetischen narrativen Diskurs: die Konstruktion der sekundären und tertiären Diskurse, die ja eine Brücke zur narrativen Seite schlagen können, bleibt ängstlich der Seite der materiellen Quellen verhaftet. Verfabelung wird als unprofessionell angesehen, wobei die Sozialisierung von Generationen von ArchäologiestudentInnen in Seminaren, in denen die Zusammenstellung von Quellen in immer neuen Konstellationen als wichtigste berufliche Fähigkeit eingeübt wird, die längerfristige Reproduktion dieses *status quo* absichert. Natürlich ist sich manche/r bewusst, dass die Beschränkung auf Beschreiben, Tabellieren und Abbilden im Namen der Wissenschaftlichkeit einer Entwissenschaftlichung gleichkommt. Disziplinäre Selbstzensur dominiert.

Am anderen Extrem des Kontinuums Fakt – Fiktion stehen literarische Erzählmodi wie die *science fiction*, die trotz der »Wissenschaft« als Begriffselement sich eine Realität weitestgehend erfindet, unter anderem dadurch, dass sie in die Zukunft verlegt wird (Heissenberger 2008). Dazwischen liegt der Kontinent, der auch in der Historiographie durch die künstliche Trennung von akademisch sanktionierten Geschichtserzählungen und literarischen Genres auseinandergerissen wurde. Geschichte und Archäologie beanspruchen dabei, vergangene Wirklichkeit in einem »tatsächlichen« Sinne wiederzugeben, während Literatur, wenn sie sich mit der Vergangenheit beschäftigt, vor allem in Form historischer Romane, für akademische Erkenntnis weitgehend wertlos sein soll, auch wenn nicht alle Kommentatoren diesem disziplinären Dogma folgen mögen (Barthes 1968; de Certeau 1986, 199 ff.; Süssmann 2000).

Wenn also die Trennung von Katalogismus und Narrativität in der Archäologie intern als Grenze von Faktizität und Fiktion erscheint, so wird im Außenbild der Vergangenheitswissenschaften dieselbe Trennung anhand der Teilung in Wissenschaft und Literatur vorgenommen. Diese Kategorisierungen sind jedoch bei näherer Betrachtung fließend. Auch in Grabungspublikationen sind die Zusammenstellungen, die Pläne, die kargen Texte zueinander so in Bezug gesetzt, dass ein bestimmter Sinn vor anderen favorisiert wird – und damit werden ganz spezifische Erzählungen vorgeformt, andere marginalisiert. Warum zum Beispiel wird Architektur bei großen Grabungspublikationen in der Regel *vor* den mobilen Funden abgehandelt? Kann man die Begründung

12 Wulf Kansteiner (1994) zeigt, dass die historische Erforschung der Nazi-Zeit nicht *a priori* wegen der Gefahr, revisionistischen Erzählungen Raum zu verschaffen, der narrativistisch argumentierenden Relativierung des Wahrheitsstrebens Einhalt gebietet.

der Hauptrolle des Kontexts unwidersprochen akzeptieren, oder wird in solchen Anordnungen nicht schon den raumgestalterischen Kräften der Vergangenheit ein Primat eingeräumt? Ist daraus nicht ein Fokus auf Fundvergesellschaftungen in Innenräumen entstanden? Sowie seine Negation, die sehr häufig anzutreffende Vernachlässigung der Außenräume, die zu diskursiven Zwischenräumen werden?

Wie Joyce und Preucel (2002) überzeugend darstellen, führen wir sogar schon während der Ausgrabung einen stark kontextualisierten Diskurs mit narrativen Merkmalen. Warum wird dann soviel Gewicht darauf gelegt, dass nichts erfunden werden darf? Dass auch das Aufzeigen von Verbindungen nicht in die Grabungsdokumentation gehört? Warum sollten die Dinge selbst einen größeren Stellenwert einnehmen – von der Selbstverständlichkeit räumlicher Relationen einmal abgesehen – als die Verhältnisse unter ihnen?[13] Die Gegenüberstellungen und Aneinanderreihungen, die Ordnungen der Dinge in den Sekundär- und Tertiärarchiven der Archäologie sind selbst schon ein machtvoller Diskurs, sogar derjenige, der alle anderen möglichen Diskurse vorschreibt, indem er bestimmte Beobachtungen marginalisiert, manche sogar ganz zum Schweigen bringt.

»Purification« und Hybridisierung

Man kann hier mit Latour eine moderne *Purification* kritisieren, die einen scharfen Schnitt macht zwischen Fakt und Fiktion, jedoch auf einem anderen Niveau als Latours auf Naturwissenschaften bezogene Unterscheidung. Er meint, dass »après avoir essayé pendant trois cents ans le programme de purification/conjonction des modernes, nous demandons seulement le droit d'explorer si, par hasard, une autre approche ne permettrait pas de coller davantage aux données en modifiant l'idée du social, des objets, et du grand partage entre cultures anciennes et modernes« (Latour 1995, 34; s. a. Latour 1997). *Purification* (ungeschickt als »Reinigung« im Deutschen übersetzt) bezeichnet die imaginierte Trennung zwischen ereignishaft-historisch-sozialer Kontingenz und abstrakt-geschichtsloser »wissenschaftlicher« Regelhaftigkeit, die sich in Gesetze und Formeln fassen lässt. Das Labor wird dabei nach Latour konstruiert als ahistorischer Raum *par excellence*, ein Raum, in dem alltägliche Praktiken zwar durchaus historisch sind, wo aber eine so starke Ideologie der entrückten Wissenschaftlichkeit vorherrscht, dass auch die Praktiken der Menschen selbst als außerhalb von Raum und Zeit wahrgenommen werden. Die Annahme einer solchen scharfen Trennung in Leben und Labor hält aber nicht nur die Laborinsassen gefesselt, sondern auch das große Publikum, das die aseptische Wissensherstellung deshalb für Wahrheitsproduktion hält, weil sie in einer vermeintlich ahistorischen Versuchskammer vor sich geht und daher universal gültige Ergebnisse erzeugt, die man dann mit »Wahrheit« gleichsetzen kann. Geschichte ist das Unreine.

Doch auch die Geschichte selbst wurde einer *Purification* unterzogen, der Unterscheidung von Historie und Fiktion. Hier besteht der ideologische Trennungsmechanismus nicht aus einer Enthistorisierung, sondern aus der Objektivierung. Auch hier

13 In der Historiographie haben, parallel zum archäologischen Dogma, die schriftlichen Quellen ein »Vetorecht« (Kosselleck 1979, 106).

geht es letztlich darum, durch Unterscheidungskritierien »Wahrheit« zu erzeugen. Von der Sprachstruktur und -form her sind sich ein Geschichtswerk wie Golo Manns literarisch ausgearbeiteter *Wallenstein* (1971) und Alfred Döblins gleichnamiger Roman (2003 [1920]) nicht unähnlich.[14] Dennoch soll klar zwischen beiden unterschieden werden. Um dies zu erreichen, wird dem Publikum, ob akademisch oder nicht, eine innere Einstellung beim Lesen von Büchern bzw. dem Sehen von Filmen vorgeschrieben. Handelt es sich um ein »Sachbuch« oder eine wissenschaftliche Abhandlung, so wird dem Subjekt eine Grundhaltung unterstellt, die die Darstellung als Realität anzusehen hat. Kritik, wenn überhaupt, ist höchstens im Bereich des Faktischen anzusiedeln. Das gilt auch für den Dokumentarfilm. Auf der anderen Seite wird genau demselben Publikum unterstellt, sich bei fiktiven Repräsentationsformen, d. h. bei Literatur, gerade auch bei realistischer, in einen vorübergehenden Zustand der Suspension von der Realität zu versetzen, in ein komplexes »als ob«, das dann die Empathie mit erfundenen Gestalten ermöglicht, durch die RezipientInnen aus ihrer Realität in eine andere hineintreten. Weder Form noch Inhalt unterscheiden also die historische Erzählung vom historischen Roman, sondern primär die *unterschobene Einstellung der RezipientInnen*.

Hybride Erzählformen

Längst ist die fundamentale Trennung in Genres mitsamt zugehöriger unterstellter mentaler Grundhaltungen in Auflösung geraten. Doku-Soap, Reality-TV und Reality-Soap im Film (Schadt 2002, 34), Infotainment und Edutainment in Ausstellungen und Bücher wie »Sofies Welt« (Gaarder 1994) stellen Mischformen dar. Der Ursprung solcher Erzählformen liegt im 19. Jh., als Schriftsteller wie Walter Scott, aber auch Historiker und Archäologen phantasievolle und einflussreiche Werke schufen. Der Archäologie nahe stehend ist etwa Felix Dahns deutschnationaler Roman »Kampf um Rom« (Dahn 2009 [1876]) oder Ebers' »Ägyptische Königstochter« (s. Aust 1994, 30). Heutzutage steigt das Interesse an Erzählformen in der Archäologie auch deswegen, weil wir uns anscheinend mit den meisten anderen Geisteswissenschaften in einer Legitimationskrise befinden (Rieckhoff 2007), die meines Erachtens vor allem in mangelnder Profiterwirtschaftung begründet ist. Wenden wir uns den Repräsentationsformen zu, so ergibt ein grober Überblick heute drei Haupt-Typen historisch-archäologischer Mischformen von Fakt und Fiktion.

Da sind einerseits die Romane, die Wissen um die Vergangenheit eher als ein Gerippe benutzen, um darin gegenwärtige Probleme einzukleiden. Die historische Verkleidung als Entfremdungseffekt finden wir in anspruchsvoller Literatur des 20. Jhs. wie etwa Stefan Heyms *König David Bericht*, Thomas Manns Josephsroman, oder auch in der schillernden Figur des Josephus Flavius im *Jüdischen Krieg* von Lion Feuchtwanger (Bernbeck 2005). Zahllos sind heutzutage in jedem Bahnhofsbuchladen aber auch die

14 Ein auffallender Unterschied des Inhalts liegt eher im Konzept Manns, Wallenstein als Figur mit in sich kohärenter Subjektivität und psychischer Verfassung in den Mittelpunkt zu stellen, während Döblin viel stärker am Umfeld interessiert ist. Man würde vielleicht im Bereich historischer Erzählung eher den Ansatz des Schriftstellers Döblin, in der Fiktion dagegen den des Historikers Mann erwarten (s. a. zum Vergleich der beiden Werke Lämmert 1990, 11–12).

meist ins Mittelalter gesetzten Billigromane von schriftstellernden Warenproduzenten, in denen klischeehafte Figuren in einen Standard-Plot eingesetzt werden und die historischen Einzelheiten nicht mehr und nicht weniger sind als eine billige Staffage. Der Entfremdungseffekt dient im einen Falle eher der Reflexion über die eigene Situation, im anderen schlicht der Unterhaltung.

Ein zweiter Erzähltyp sind die Darstellungen, die großen Wert auf Einzelheiten und historische »Authentizität« legen. Filme wie *Gladiator* (Landau et al. 2000)[15] gehören dazu ebenso wie Aktivitäten von Reenactment-Vereinen (Rau o. J.). Im Bereich des Erzählens finden wir die oft gestelzten Versuche von ArchäologInnen und HistorikerInnen, die sich an fiktivem Schreiben versuchen und dabei Figuren in geschichtliche Rahmenhandlungen einpassen oder pressen, dabei aber nicht ganz aus der Professionalität herauskönnen oder – wollen. Trotz ihrer Kurzweiligkeit gehören auch manche von Ecos Werken hierzu (z. B. *Die Insel des vorigen Tages* [1995]). In solchen manchmal belehrenden Romanen werden oft ein großer Fußnotenapparat und Bibliographien verwandt, was ihnen zur Bezeichnung »Professorenroman« verhalf (Aust 1994, 33).

Wenn Archäologie heute dem zahlenden Publikum aufgrund des vorherrschenden katalogistischen Diskurses nicht so sehr als gelebte Vergangenheit nahe gebracht werden kann, verlegen sich die medialen ProduzentInnen auf die Beschreibung der Person »Archäologe« selber (Praetzellis 2003), wobei sie sich zumeist auf Männer beschränken. Auch Sachbücher der Archäologie werden manchmal in einem unterhaltsam-autobiographischen Stil gehalten, der auch Elemente des Abenteuer-Romans aufnehmen kann (z. B. Schmidt 2006). So wird aus manchen Berufsvertretern vor allem in Film und Zeitschriftenartikeln ein Abklatsch von Indiana Jones. Doch ist es notwendig, sich dem Trend zu unterwerfen, der Archäologie als Popkultur und Infotainment feiert? Ist Cornelius Holtorfs Perspektive (2007) der willigen, expliziten Bejahung der kapitalistischen Formeln und Formen, mittels derer archäologische Vergangenheit in Ware verwandelt und verramscht wird, die Rettung des Fachs vor der Irrelevanz? Die Transformation zur Kulturindustrie, in England ja auch im Museumswesen praktiziert, als explizite Überlebensstrategie? Ist Vermarktung um jeden Preis angesagt, nicht trotz sondern wegen der großen Krise des Kapitalismus?

Ich plädiere für eine weniger opportunistische Lösung des Darstellungsproblems der Altertumswissenschaften. Statt uns selbst zu »Brodgelehrten« zu degradieren, wie schon Schiller (2006 [1789]) diejenigen nannte, die aus Reputations- und finanziellen Gründen jeden Kompromiss mit den herrschenden Zuständen einzugehen bereit sind, sollten wir vielmehr Erzählformen finden, die den Inhalten entsprechen, die wir tatsächlich bereitzustellen in der Lage sind, die sich aber trotzdem nicht auf blinde Beschreibung und damit die Fiktion der Faktizität beschränken. Unsere Erzählformen sollten so gewählt werden, dass sie inhaltlich mit den Spezifika archäologischen Wissens übereinstimmen und gleichzeitig eine Form finden, die nicht völlig anachronistisch ist. Eine solche Form wird dann auch in der Lage sein, politisch-kritische Ziele zu verfolgen.

15 Die Versuchung, solche Filme als grob verfälschend zu entlarven, scheint für FachwissenschaftlerInnen groß zu sein (z. B. Ward 2001).

Charakteristika archäologischer Wissensproduktion

Wollen wir eine Erzählform finden, die den Partikularitäten archäologischer Wissensproduktion angemessen ist, so müssten zunächst die formalen Elemente bedacht werden, unter denen mindestens vier eine zentrale Rolle spielen:

1. Kenntnisse vergangener materieller Kultur sind in der Regel fragmentarisch. Wir haben Reste in der Hand, wissen aber nicht einmal, wie groß das Ganze war, von dem uns Zerscherbeltes überliefert ist. Einerseits wird oft vergessen, dass das Grundcharakteristikum archäologisch-materieller Kultur ihre Lückenhaftigkeit ist, andererseits dient das unterschwellig vorhandene Bewusstsein solcher Unzulänglichkeit als Grund dafür, beim Beschreiben stehen zu bleiben.
2. Individuelle Charaktere sind uns in der Regel gänzlich unbekannt, selbst bei Jahrhundertfunden wie »Ötzi« (Spindler 1993), Tut-anch-Amun oder den Gräbern aus Qatna in Syrien (Maqdissi et al. 2009). Dies scheint der größte Nachteil für interessante Erzählungen zu sein, denn es sind gerade die Komplexität, die Interessen und Motivationen, das Leiden, die Zwiespälte und Hoffnungen von Individuen, die beim Publikum zu Identifizierungsprozessen führen und es erst ermöglichen, sich erfolgreich in eine fremde Welt hineinzuversetzen.[16] Ebenso entgleiten uns daher die aus solchen Aspekten konstruierbaren intersubjektiven Verhältnisse, die in der Lage sind, Spannung in eine Geschichte zu bringen. Dies wird manchmal positiv gewendet als die Chance, eine distanzierte Überblicksgeschichte zu schreiben (Eggert 2002, 126–127).
3. Ebensowenig haben wir Zugang zu Namen beteiligter Personen, da uns Sprache und prosopographische Angaben oft vollkommen fehlen. Wer will schon behaupten, auch nur kleine Andeutungen über mögliche Namen von Personen oder Orten zur Bandkeramik-Zeit machen zu können? Auch in historischen Epochen ist uns oftmals nur ein kleiner Ausschnitt der Bevölkerung über schriftliche Zeugnisse namentlich bekannt. Namenserfindung verbietet sich schon aus politischen Gründen, da sich ethnohistorische und damit nationalistische Konsequenzen ergeben können, die dem Chauvinismus Vorschub leisten. Man stelle sich nur vor, eine Erzählung über die Frühphasen der Indus-Kultur enthielte dem Dravidischen entlehnte Personennamen, die einen Anspruch Indiens auf pakistanisches Gebiet mitrechtfertigen könnten; umgekehrt wären nicht-dravidische Namen ebenso problematisch als eine Interpretation, die diesen potentiell möglichen Hintergrund ausschlösse. Insgesamt fehlen uns damit die wichtigsten Elemente, die eine spannende Erzählung ausmachen könnten. »The Indian behind the artifact« ist der für Nichtfachleute am meisten interessierende, jedoch fast ganz unerschließbare Part archäologischen Erzählens.
4. In scharfem Kontrast zu all dem, zur fehlenden Innenzeichnung von Personen, dem Unwissen über zwischenmenschliche Relationen und Namen, der primordialen Lückenhaftigkeit steht die ganze Wucht des Detailwissens über die gefundenen

16 Interessant ist der Versuch der Qatna-Ausstellung in Stuttgart, die Sachlichkeit der Archäologie mit der Imagination der Literatur insofern zu verknüpfen, als dort mit dem Ausstellungskatalog gleichzeitig auch ein historischer Roman über den Ort angeboten wurde (Courant 2009). Berücksichtigt man, dass dieses Buch wohl mit einer Deadline geschrieben wurde, dann kann in solchen Fällen die literarische Qualität kaum über die eines mechanistischen Auftragswerks hinausgehen.

Bruchstücke. In der Archäologie spielen Konsistenzen, Farben, Substanzen, Scharten und Brüche bei der Auseinandersetzung mit Material eine eminent wichtige Rolle (s. Ingold 2008). Man denke nur an Munsell Color Charts oder die Beschreibung von Abschürfungen lithischer Gegenstände, steingerechte Pläne und deren Beschreibungen. All dies führt zu Diskursen über die materielle Welt, deren Detailversessenheit, wäre die Sprache nicht so trocken, etwas Rauschhaftes an sich hat.

Subjektloses Erzählen und der *nouveau roman*

Wenn Archäologie die Wissenschaft der Lücken ist, dann wären tatsächlich dichte historische Erzählungen, die *thick descriptions* eines Clifford Geertz, eine unangebrachte Darstellungsform. Narrativität im traditionellen Sinne mit dem aristotelischen »Anfang – Mitte – Ende« Schema, mit Höhepunkt und Spannungsbögen, wäre der Archäologie unangemessen. Dennoch können wir uns nicht mit dem katalogistischen Diskurs zufrieden geben, der getrieben wird von einer Begierde nach Vollkommenheit, einer Sehnsucht danach, die Lückenhaftigkeit der Vergangenheitskenntnisse durch möglichst ausschweifende, multimediale Repräsentationen von Materialität verschwinden zu lassen. Das Streben nach dem Realen (im Sinne Lacans) reproduziert den primordialen Mangel der archäologischen Zeugnisse aber nur – diesmal auf der Ebene des Symbolischen. Das Problem ist nicht die Lückenhaftigkeit selbst, sondern das Streben, davon wegzukommen. Wir sollten stattdessen die Welt der Lücken gestalten, einen Diskurs finden, der den konstatierten Zustand als konstruktiven Ausgangspunkt nimmt.[17] Dafür schlage ich vor, sich etwas eingehender mit einer Gruppe von französischen SchriftstellerInnen um Alain Robbe-Grillet zu beschäftigen, zu denen u. a. Nathalie Sarraute und Michel Butor gehören. Die meisten Romane dieser Richtung stammen aus den 1950er bis 1970er Jahren. Die propagierte Erzählform des *nouveau roman* scheint mir den gerade aufgelisteten Charakteristika archäologischen Wissens wie auf den Leib geschneidert. Als wichtigste Kriterien des *nouveau roman* kann man die folgenden auflisten:

1. Wir erfassen in unserem Leben nur Bruchstücke der Realität. Robbe-Grillet beschrieb einmal die französische Literaturgeschichte seit Balzac als einen Prozess der Ablösung von einem krampfhaften bürgerlichen Realismus, der sich in Details ergeht und einen »Held« als imaginierte Zentralfigur benötigt. Robbe-Grillet (1989, 45) meint dazu: »In jeder modernen Auffassung der Materie jedoch wird die Substanz selbst zum größten Teil von dem gebildet, was fehlt«. Schon in Flauberts *Madame Bovary* seien eher Lücken im Text als das Erzählte wichtig. Heutzutage spricht man im anglophonen Sprachraum gerne von »intersection«, »weaving of discourses« usw., gerade auch in feministischen Schriften. Die Etymologie des Wortes »Text« zeigt ja auch Gewebe an. Dann wäre jedoch die richtige Metapher für archäologische Darstellungen nicht der dichte Teppich, sondern wohl eher Geklöppel (Bernbeck 2007). Robbe-Grillet (1989, 11) führt in seiner Diskussion über Flauberts *Madame Bovary* die Beschreibung eines gestickten Etuis als Paradigma der gestalteten Lücke an.

17 Die »gestaltete Lücke« als treffender Begriff entstammt einem Diskussionsbeitrag aus dem Publikum während der Leipziger Tagung »Der Archäologe als Erzähler«. Leider kann ich mich nicht erinnern, wer auf diese Möglichkeit hinwies.

2. Erzählhandlungen sind als linearer Ablauf mit Plotstruktur so konventionell geworden, dass sie nicht mehr als Erzählform dienen können (Morrissette 1963, 20; Barthes 1968). Genauso wie die Musik Schoenbergs sich versteht als Ausdruck der Unmöglichkeit, in der Moderne ein geschlossenes, vollendetes Werk zu schreiben, genauso muss das Schreiben sich vom Hang zum Ganzen und der Harmonie der Darstellung verabschieden. Zusammenhängende Handlungsstränge sind gerade auch in einer Nach-Auschwitz-Welt unmöglich geworden.[18] Wenn aber Geschichten in ihrer grundsätzlichen Bedeutung als kohärente Handlungsabläufe untragbar geworden sind, hat dies Konsequenzen für das Erzählen selbst, nicht nur für seinen Inhalt. Zeit-Raum-Konstanten sind im *nouveau roman* soweit aufgelöst, dass LeserInnen selbst in doppelter Weise an der Rekonstruktion von Sinn arbeiten müssen, auf der Suche nach dimensionaler Orientierung eines »Wann« und »Wo«, sowie nach dem »Was« der Geschichte. Die Pointe dabei ist, dass die Erzählstruktur die Suche niemals erfolgreich enden lassen kann.[19]
3. Dinge widerstehen dem menschlichen Bedürfnis des »Be-deutens«, sie sind einfach »da«. Sie bürden sich den Menschen so auf, wie sie sind. Unfähig, dies zu erkennen, nehmen wir ihre Oberfläche wahr und behaupten absurderweise einen Sinn. Die ubiquitäre Symbolproduktion menschlicher Gesellschaften ist demnach getrieben von einem fundamentalen Begehren nach Bedeutung. In traditionellem Schreiben werden daher Adjektive und Metaphern benutzt, um einen Gemütszustand von Menschen gegenüber der Objektwelt anzuzeigen. Dies kann ganz konventionell sein (etwa in »majestätische Berge«), aber auch eher absurd (zum Beispiel als »flatterhafte Berge«). Die grundsätzliche Sinn-Losigkeit und damit auch »Bedeutungs«-Losigkeit der materiellen Welt wird in solchen Fällen nicht thematisiert, spielt aber zumindest für Robbe-Grillet eine zentrale Rolle im *nouveau roman*. Beschreibung muss daher genügen, und zwar Beschreibung, die den Dingen ihren durch Kulturtechniken *a priori* schon zugeschriebenen Sinn sogar aktiv wegnimmt. Daher sollten Beschreibungen präzise sein, bis in technische Einzelheiten. Roland Barthes (1963, 10) äußert sich zu diesem Effekt so: »C'est … tout comme regarder une reproduction photographique de très près, c'est sans doute en percer le secret typographique, mais c'est aussi ne plus rien comprendre à l'objet qu'elle représente«. Der kalt analysierende Blick wird zu Hilfe genommen, da er sinnzerstörend zu wirken scheint. Kritiker haben die daraus entstandene Literatur als »chosiste« bezeichnet, als eine Ideologie der Dinge. Der *nouveau roman* bleibt absichtlich auf die Oberflächenhaftigkeit der Welt fixiert, und weist das Hintergründige, die Suche nach dem zwar sprichwörtli-

18 Zeltner (1966, 123–124) und Sontag (1968) versuchen mit wenig überzeugenden Argumenten, den *nouveau roman* hauptsächlich als Gegenbewegung zur von Sartre theoretisierten *littérature engagée* der Nachkriegszeit zu konstruieren, statt als generelle Unzufriedenheit mit einer Form, die die Interessen der Bourgeoisie repräsentiert (Barthes 1968à; Leenhardt 1973).

19 Heutzutage ist die Auflösung des linearen Zeitablaufs recht einfach zu begründen. Selbst im Film, einem stark auf Vorher-Jetzt-Nachher zugeschnittenen Medium, wird die politische Dimension der gemessenen, linearen Zeit kritisiert. »Der Chronometer suggeriert Zähmung und Verfügbarkeit der Zeit und decouvriert zugleich mit jedem Blick, den wir auf seine Ziffern werfen, das Spiel, das wir mit uns und gegen uns selbst spielen, wie auch die Symbolik, auf die wir uns eingelassen haben« (Kreimeier 2004, 18).

chen, gerade deswegen aber konventionellen »tieferen Sinn« als bürgerlich zurück.[20] Selbst im Rahmen der Beschreibungen wird auf Sachlichkeit in Form quantitativer Angaben statt subjektiver Größenbestimmungen Wert gelegt. Das »geometrische Vokabular« (Morrissette 1963, 69) zeigt sich etwa in der simplen Beschreibung eines Tomatenstückchens mitten im Kriminalroman *Ein Tag Zuviel* (Robbe-Grillet 1963a, 112):

> »Ein wahrhaft makelloses Tomatenviertel, das maschinell aus einer Frucht von vollkommener Symmetrie herausgeschnitten ist. Das äußere Fruchtfleisch, fest und einheitlich, von einem schönen, fast künstlich wirkenden Rot, liegt in einer gleichmäßig dicken Schicht zwischen der glänzenden Schale und dem Kämmerchen mit den gelben Kernen. Diese sind gut verteilt in eine dünne grünliche Gallertmasse eingebettet, die sie in einer Ausbuchtung der Mittelachse festhält. Die Mittelachse selbst, leicht körnig, in einem zarten Rosa, schickt von der inneren Schnittstelle ein Bündel weißer Adern aus, deren eine sich – auf eine etwas ungewisse Art – bis zu den Kernen hin verlängert. Ganz oben hat sich ein kleiner, kaum sichtbarer Unfall ereignet: eine Ecke der Haut hat sich in einer Breite von etwa ein oder zwei Millimetern vom Fruchtfleisch gelöst und unmerklich gehoben«.

Diese Beschreibung abstrahiert von vielen möglichen Bedeutungen des Objekts als Nahrung, Farbsymbol oder Jahreszeitanzeiger. Die emotionale Reaktion der Kritiker gegen diese Poetik reichte vom Vorwurf der Banalität (Boisdeffre 1967) bis zur Aufforderung, die Bücher zu verbrennen (s. Lindwedel 2005, 38 Anm. 5).

4. Wenn Handlung, Plot und Objektbedeutungen fehlen, wie steht es dann um die Personen, die solche Geschichten bevölkern? Auch hier fällt die Kargheit der Angaben auf. Personen bleiben oft vage, und entsprechend verschwinden auch ErzählerInnen hinter einer Weltsicht, die am besten als »Kamerablick« umschrieben werden kann.[21] Dies setzt Robbe-Grillet (1963b, 118) so von traditionellen Erzählweisen ab:

> »Quel est ce narrateur omniscient, omniprésent, qui se place partout en même temps, qui voit en même temps l'endroit et l'envers des choses, qui suit en même temps les mouvements du visage et ceux de la conscience, qui connait à la fois le présent, le passé et l'avenir de toute aventure? Ça ne peut être qu'un Dieu«.

Die Grenzen der Erkenntnis stimmen überein mit den Grenzen des Gesichtsfeldes. Hierin steht der *nouveau roman* in scharfem Gegensatz zu Sartres Idee der Literatur als direkt politischer, die Empathie und Übersicht verlangt und tief moralisch geprägt ist (Barthes 1968, 60–78). Heutzutage ist Authentizität nicht mehr durch einen »Helden« konstruierbar, sondern einzig durch die Sachlichkeit der an Maschinen angepassten

20 Damit nimmt Robbe-Grillet hier den Hauptgedanken Jean Baudrillards (1972) vorweg, der bekanntlich die Postmoderne als einen Zustand analysierte, in dem die Welt der Zeichen gänzlich von der ihrer Referenten abgelöst ist.

21 Nicht umsonst hat sich Robbe-Grillet nach seinen Frühwerken dem Film zugewandt, etwa in dem als »erster Film der Postmoderne« bezeichneten *L'année dernière à Marienbad* (Aleman-Galway 2002, zitiert in von Keitz 2004, 154).

menschlichen Wahrnehmung.[22] Visuelle Eindrücke mutieren zu einem photographischen Blick mit scharfen Rändern, das Hören seziert Geräusche wie ein Tonbandgerät und vergleicht sie miteinander. Das Subjekt als Einheit, die Basis für die Idee des Lebens in bürgerlicher Freiheit, ist verschwunden und wird höchstens noch künstlich am Leben gehalten, eben durch anachronistische Handlungen wie das Schreiben und Lesen bürgerlicher Romane (Leenhardt 1973, 32–36).

Archäologie, Subjekt und Erzählung

Im Überblick mag es so erscheinen, als ob der *nouveau roman* die schlechtesten Elemente archäologischen Schreibens als seine eigenen reklamiert: keine Handlung, entpersönlicht, Wahrnehmung auf maschinelle Dokumentation reduzierend, lückenhaft, und besessen von der Erfassung materieller Details. Soweit stimmt die Parallele, sie endet jedoch, wo ein Schriftsteller wie Robbe-Grillet mit dem Mittel solcher Romane eine ganz andere Seite zeigt, mit der sich Bruce Morrissette (1963) intensiv beschäftigt hat. Ich nehme hier *La Jalousie* (Robbe-Grillet 1957) als eines der besten Beispiele für diesen zweiten Aspekt des *nouveau roman*. *La Jalousie* beschreibt vielleicht zwei Tage (linear messbare Zeit ist nicht richtig greifbar und auch unwichtig für diesen Roman) im Leben eines offensichtlich von Eifersucht besessenen kolonialistischen Pflanzers, dessen Frau mit einem Bekannten in die nächste Stadt gefahren ist, um Besorgungen zu machen. Der Erzähler taucht nie als »ich« auf, niemand richtet das Wort an ihn, sondern er ist ein wachsam wahrnehmendes Kamera-Auge, das die kleinsten Veränderungen, Gesten, Verschiebungen von Objekten scharf registriert, ohne dass jedoch diese Beobachtungen jemals explizit mit einem Sinn, mit Ängsten und Hoffnungen aufgeladen werden. Der emotionale Zustand des Gatten-Erzählers kommt nie explizit zur Sprache, sondern er muss lesend rekonstruiert werden.

Robbe-Grillet selbst (1989, 43–44) schreibt über diese Nicht-Figur: »Die Gesamtheit des Textes, die ganze Erzählung wird von diesem zentralen Loch generiert, welches der abwesende Gatte ist… Die Abwesenheit wird die Spannung des Buches ausmachen, in dem eigentlich nichts passiert, außer den Beziehungen, die dieses leere Bewusstsein mit einer Welt unterhält, die zu sehr ausgefüllt ist«. Auch die wenigen anderen Personen des Romans werden ganz schwach charakterisiert – die Frau wird nur mit »A.« benannt, die dritte Person hat den Namen »Franck«, ohne Angabe eines Familiennamens. Direkte Rede erscheint nur in der Form indirekter Wiedergabe. Dennoch fängt der Roman LeserInnen ein, wenn auch ganz anders als die traditionellen Romane. Denn wer sich auf den Text einlässt, kann gar nicht anders, als nach der Erzählerposition zu suchen, um sie sich zu eigen zu machen. Da es sich allerdings nicht um ein bürgerlich-autonomes Subjekt mit klarer Vorgeschichte und »storyline« handelt, ist diese Suche weitgehend erfolglos und führt zu Reflexionen über die Natur des Gelesenen. Die Suche nach traditionellem Sinn wird *ad absurdum* geführt.[23]

---

22 Günter Anders (1980) beschreibt dieses Verhältnis zur Welt pessimistisch als die »Antiquiertheit« des Menschen und sieht die technisierte Gegenwart ebenso kritisch wie Sartre.

23 Bei Diskussionen im Rahmen der Leipziger Tagung kam zur Sprache, ob gut erzählte Romane, auch historische, nicht das Ziel der Entspannung haben sollten. Meines Erachtens macht man es

In welchem Zustand sich der Erzähler befindet, können wir höchstens aus solchen Dingen schließen wie der wiederholten Beschreibung eines zerklatschten Tausendfüßlers, von dem wir erahnen können, dass er von Franck, dem Bekannten des Plantagisten, getötet worden war. Die Spuren werden immer wieder in neuen Varianten beschrieben, wobei verwirrt, dass das Tier manchmal als klein, dann als riesig, mal als ein vollständiger Abdruck mit Erhalt körperlicher Einzelheiten, dann wieder als unförmiger Fleck beschrieben wird. Ebenso verfährt der Autor mit anderen Elementen seines Romans, etwa dem Geräusch von Insekten, die abends rund um eine Lampe fliegen, oder der Hand der Frau, die eine Serviette bei Tisch umkrampft hält. Bis in kleine Details, mehrmals mit identischen Halbsätzen, aber doch immer wieder abweichend beschrieben, müssen sich LeserInnen mit diesem Text auseinandersetzen, um sich nicht in ihm zu verlieren. Diese verwirrende Textstruktur selbst schon versucht, die hyperaufmerksame Mentalität des krankhaft Eifersüchtigen heraufzubeschwören, die dieser Roman zum Thema hat. Damit aber finden wir doch noch einen Sinn in dem Roman, allerdings einen, der sich von Dingen, Personen und dramatischen Abläufen autonomer Subjekte vollkommen abgelöst hat.

Es ist nicht so, dass Robbe-Grillet damit die Subjektivität der Bourgeoisie auf einer Metaebene als enthistorisierte Zustandsbeschreibung rehabilitiert. Denn der hier zutage tretende Zustand des Erzählers ist bestenfalls eine von vielen möglichen Subjektpositionen (s. dazu Laclau/Mouffe 1985, 109). Es geht nicht um ein in seiner Herkunft, Erfahrungen, Bestrebungen und Hoffnungen komplexes Subjekt, dessen innere Konstitution handlungserklärend wirkt. Vielmehr interessiert einzig und allein der Aspekt der Eifersucht, aus dem heraus die Welt unzusammenhängend erscheint, gerade deswegen aber beschreibbar in realistischen Einzelheiten.

Dieser Erzählstil ist insofern für ArchäologInnen relevant, als wir eingestehen müssen, dass uns die Subjektivitäten und inneren Belange alter Kulturen weitestgehend fremd sind. Schließlich ist die Vergangenheit eine Alterität, die unseren Empathie-Kapazitäten widersteht. Wenn ich diesen Essay mit einer Kritik am katalogistischen Diskurs und den wegweisenden Versuchen feministischer Archäologie begonnen habe, so führen die hier geäußerten Überlegungen zum archäologischen Erzählen letztlich in eine andere Richtung.

Erstens sind traditionelle Erzählungen mit Subjekten cartesianischen Zuschnitts weder für die heutige Postmoderne angemessen, noch können sie als universales Konstrukt außerhalb der letzten 100 Jahre globaler Entwicklung dienen. Statt solcher starken Subjekte wie des »Helden« oder des omniszienten Erzählers bleiben uns nur literarische Scherben, Subjektpositionen als »Bausteine des Erzählens«. Narrative Neuschöpfungen in der Archäologie sollten kohärente bürgerliche Subjektivität soweit als möglich vermeiden. Dies gilt auch aus einem zweiten Grund, der Belebung der Vergangenheit mit konkreten Subjekten, dem Heraufbeschwören anschaulicher Gesichter statt des Verbleibens im Nebel von »faceless blobs«. Ich halte solche Versuche, archäologische Diskurse mit Leben zu erfüllen, für unangebracht, weil diese Kolonisierung

---

sich zu einfach mit einem Begriff des Ästhetischen, der als Widerlager zu »Arbeit« verstanden wird. Die Flucht aus dem Alltag ins Imaginär-Angenehme, der Urlaub von Bewusstsein und kritischem Geist, verweist eher auf eine Entertainment-Idee, an der schon Horkheimer und Adorno (1990, 128–176) unter dem Begriff der Kulturindustrie heftige Kritik geübt haben.

gleichzeitig eine kolonialistische Attitüde in diachronem Gewand ist, nichts weniger oder mehr als die Unterjochung vergangener Subjekte unter heutige Interessen. Auch bezüglich dieses Problems liefert die Form des *nouveau roman* eine ganz andersartige Lösung, nämlich so zu erzählen, dass das Subjekt weder als eine in sich geschlossene Einheit erscheint noch in seinen Erfahrungen und Motivationen allzu sichtbar wird. Vielmehr genügt es, eine historische Erzählung in den Rahmen einer (immer als provisorisch zu verstehenden) Subjektposition zu stellen.

Heißt dies aber, dass wir an unserem archäologischen Erzählstil, der trocken und unnahbar ist, dass wir an diesem Deskriptionsfetischismus gar nichts ändern müssen? Kann es sein, dass unser oftmals wie Gestammel klingendes Schreiben fast von selbst die richtige Form für den Zustand unserer Erkenntnisse abgibt? Dies ist natürlich nicht der Fall, denn die Disharmonie und der konstitutive Mangel der archäologischen Vergangenheit fließen ja nicht *reflektiert* in unsere Erzählformen ein. Eine mögliche Unzufriedenheit mit dem katalogistischen Diskurs kann keinen Ausweg darin finden, dass wir einfach konventionelle Arten des Erzählens als Maßstab nehmen. Wir sollten uns vielmehr produktiv den Verhältnissen stellen, die uns die Archäologie zur Verfügung stellt.

Hierfür sei abschließend ein Sprachvergleich angestellt. *La Jalousie* von Robbe-Grillet beginnt folgendermaßen:

> »Nun scheidet der Schatten des Pfeilers – des Pfeilers, der die Südwestecke des Daches stützt – den entsprechenden Winkel der Terrasse in zwei gleiche Teile. Diese Terrasse ist eine breite, überdachte, das Haus an drei Seiten umgebende Galerie. Da das Mittelstück ebenso breit ist wie die Seitenflügel, trifft der Schattenstreifen des Pfeilers genau auf die Ecke des Hauses; hier endet er jedoch, denn nur die Steinplatten der Terrasse werden von der Sonne beschienen«.

Stilistisch passt eine solche Schreibweise durchaus mit archäologischen Texten zusammen, die ich weiter oben als Sekundär- und Tertiärquellen bezeichnet habe. Diese sind genauso deskriptiv-geometrisierend:

> »Tall Umm Aqrubba liegt westlich des hier tief eingeschnittenen Wadis Umm Aqrubba, das oberhalb des Ortes mäandriert. Östlich des Ortes verläuft ein kleines Nebenwadi, das unterhalb des Ortes in das Hauptwadi mündet. Außer am Wadirand ist die Vegetation äußerst spärlich. Heute wird der Tall als Begräbnisplatz genutzt. Im Wadi Umm Aqrubba südlich des Ortes befindet sich ein alter Brunnen. Die Siedlung besteht aus drei Hauptteilen. Dem Tall, dem Westrand der Siedlung nahe des Wadis gelegen, ist im Süden eine Vorstadt vorgelagert. Östlich des Haupttalls schließen sich 8 weitere kleine Erhebungen an, die bis zur Ostseite des Nebenwadis reichen und ein Vieleck bilden …« (Bernbeck 1993, 181).

Was diesem und vielen anderen archäologischen Texten fehlt, ist nicht die Narrativität. Es ist die Reflexion über die Erzählerfigur. Aus der Sprache lässt sich leicht ein Narrator erschließen, der ebenso omniszient in seiner Erkenntnis der äußeren Welt ist wie die Erzähler bürgerlicher Romane, der sich aber dennoch scharf dadurch gegen diese

absetzt, dass er nicht das kleinste Maß an Einsicht in menschliche Belange hat – weder in cartesianische Subjekte noch in schlichte BetrachterInnenpositionen.

Der Hügel Umm Aqrubba war besiedelt in der 1. Hälfte des 1. Jts. BCE von Gruppen, von denen man annehmen kann, dass sie als Deportierte der Assyrer ein mühsames Dasein fristeten. Dieser Ort könnte weitgehend identisch zum oben Beschriebenen wahrgenommen worden sein von Leuten, die sich, ebenfalls nach Ausweis archäologischer Befunde, im Zuge politischer Instabilität etliche Jahrhunderte *nach* seiner Besiedlung, im 3. bis 4. Jh. CE aus fruchtbareren Gegenden in diese Öde zurückzogen. Kann eine Exodus-Situation eine dem Wissenschaftlichen in ihrer Exaktheit entsprechende Beobachtung der Topographie und Vegetation produzieren? Wir könnten etwa eine Situation existentieller Not konstruieren, hervorgerufen durch die dringende Suche nach einem fürs Überleben zumindest hinreichend ausgestatteten Platz. Oder eine detaillierte Inspektion, ob der Platz als Versteck vor Verfolgern geeignet sei. Doch dieser subjektlose Roman ist noch zu schreiben.

Literatur

Agamben 2008: G. Agamben, Was ist ein Dispositiv? Zürich: Diaphanes 2008.

Aleman-Galway 2002: M. Aleman-Galway, The Turning Point to Postmodernism: The New Novel and Last Year at Marienbad. In: Dies. (Hrsg.), A Postmodern Cinema. The Voice of the Other in Canadian Film. Lanham/MD: Scarecrow Press 2002, 81–100.

Algaze 1993: G. Algaze, The Uruk World System. Chicago: University of Chicago Press 1993.

Algaze 2008: Ders., Ancient Mesopotamia at the Dawn of Civilization. The Evolution of an Urban Landscape. Chicago: University of Chicago Press 2008.

Anders 1980: G. Anders, Die Antiquiertheit des Menschen. Band II: Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution. München: C. H. Beck 1980.

Aust 1994: H. Aust, Der historische Roman. Stuttgart: J. B. Metzler 1994.

Barthes 1963: R. Barthes, Préface. In: B. Morrissette, Les romans de Robbe-Grillet. Paris: Éditions de Minuit 1963, 7–16 [2. erweiterte Aufl.].

Barthes 1968: Ders., Writing Degree Zero. New York: Hill and Wang 1968 [übersetzt von A. Lavers und C. Smith].

Barthes 1982: Ders., Le discours de l´histoire. Poétique 13, 1982, 13–21.

Baudrillard 1972: J. Baudrillard, Pour une critique de l´économie politique du signe. Paris: Gallimard 1972.

Bernbeck 1993: R. Bernbeck, Steppe als Kulturlandschaft. Berlin: Dietrich Reimer 1993.

Bernbeck 1997: Ders., Theorien in der Archäologie. Tübingen: Francke 1997.

Bernbeck 2005: Ders., The Past as Fact and Fiction. From Historical Novels to Novel Histories. In: S. Pollock/R. Bernbeck (Hrsg.), Archaeologies of the Middle East: Critical Perspectives. Oxford: Blackwell 2005, 97–122.

Bernbeck 2007: Ders., From the Search for Meaning to the Recognition of Ignorance. Cambridge Arch. Journal 17 (2), 2007, 207–210 [Cambridge Arch. Journal Review Feature: Revolution Fulfilled? *Symbolic and Structural Archaeology* a Generation On, 199–228].

Bernbeck 2008: Ders., Structural Violence in Archaeology. Archaeologies 4 (3), 2008, 390–413.

Bernbeck 2009: Ders., Class Conflict in Ancient Mesopotamia: Between Knowledge of History and Historicizing Knowledge. Anthr. Middle East 4 (1), 2009, 33–64.

Bernbeck 2011: Ders., Arbeitsteilung beim Erzählen von Geschichte? Zum Verhältnis von Archäologie und Philologie in Studien Altvorderasiens. In: St. Burmeister/N. Müller-Scheeßel (Hrsg.), Fluchtpunkt Geschichte. Archäologie und Geschichtswissenschaften im Dialog. Münster: Waxmann 2011, 227–246.

Bernbeck/Pollock 2002: Ders./S. Pollock, Reflections on the Historiography of Fourth Millennium Mesopotamia. In: A. Hausleiter/S. Kerner/B. Müller-Neuhoff (Hrsg.), Material Culture and Mental Spheres. Internationales Symposium für Hans J. Nissen. Münster: Ugarit-Verlag 2002, 171–204.

Bernheim 1936 [1905]: E. Bernheim, Einleitung in die Geschichtswissenschaft. Berlin: De Gruyter 1936 [1905] [3./4. Auflage].

Boisdeffre 1967: P. de Boisdeffre, La cafetière est sur la table ou contre le »nouveau roman«. Paris: La Table Ronde 1967.

de Certeau 1986: M. de Certeau, Heterologies. Discourse on the Other. Minneapolis: University of Minnesota Press 1986.

Childe 1929: V. G. Childe, The Danube in Prehistory. Oxford: Clarendon 1929.

Courant 2009: M. Courant, Qatna: Historischer Roman aus der Zeit Echnatons. Ulm: Süddeutsche Verlagsgesellschaft 2009.

Dahn 2009 [1876]: F. Dahn, Ein Kampf um Rom. München: dtv 2009 [1876].

Döblin 2003 [1920]: A. Döblin, Wallenstein. München: dtv 2003 [1920].

Dobres/Robb 2000: M. A. Dobres/J. Robb (Hrsg.), Agency in Archaeology. London: Routledge 2000.

Dural 2007: S. Dural, Protecting Çatal Höyük. Memoir of an Archaeological Site Guard. Walnut Creek/CA: Left Coast Press 2007.

Eco 1972: U. Eco, Einführung in die Semiotik. München: Wilhelm Fink 1972.

Eco 1995: Ders., Die Insel des vorigen Tages [übersetzt von Burkhart Kroeber]. München: Carl Hanser 1995.

Eggert 2002: M. K. H. Eggert, Between Facts and Fiction: Reflections on the Archaeologist's Craft. In: P. F. Biehl/A. Gramsch/A. Marciniak (Hrsg.), Archäologien Europas/ Archaeologies of Europe. Geschichte, Methoden und Theorien. Münster: Waxmann 2002, 119–132.

Eggert 2006: Ders., Archäologie: Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft. Tübingen: Francke 2006.

Elton 1991: G. R. Elton, Return to Essentials. Some Reflections on the Present State of Historical Study. Cambridge: University Press 1991.

Englund 2009: R. K. Englund, The Smell of the Cage. Cuneiform Digital Library Journal 2009 (4), 2009. <http://cdli.ucla.edu/pubs/cdlj/2009/cdlj2009_004.html> Stand: 12.1.2010.

Flannery 1967: K. V. Flannery, Culture History vs. Cultural Process: A Debate in American Archaeology. Scien. Am. 217, 1967, 119–122.

Foucault 1971: M. Foucault, Die Ordnung der Dinge. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1971.

Fried 2004: J. Fried, Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik. München: C. H. Beck 2004.

Frobenius 1933: L. Frobenius, Kulturgeschichte Afrikas, Prolegomena zu einer historischen Gestaltlehre. Zürich: Phaidon Verlag 1933.

Gaarder 1994: J. Gaarder, Sofies Welt [übersetzt von Gabriele Haefs]. München: Carl Hanser Verlag 1994.

Geertz 1987: C. Geertz, Dichte Beschreibung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987.

Gero 1996: J. Gero, Archaeological Practice and Gendered Encounters with Field Data. In: R. Wright (Hrsg.), Gender and Archaeology. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 1996, 251–280.

Gross 1998: M. Gross, Von der Antike bis zur Postmoderne. Die zeitgenössische Geschichtsschreibung und ihre Wurzeln. Wien: Böhlau 1998.

Harris 1989: E. C. Harris, Principles of Archaeological Stratigraphy. London: Academic Press ^{2}1989.

Hedstrom 2002: M. Hedstrom, Archives, Memory, and Interfaces with the Past. Archival Science 2, 2002, 21–43.

Heissenberger 2008: O. Heissenberger, Fantasien des Posthumanen. Medien, Technik, und Science-Fiction-Film. <http://www.textfeld.ac.at/text/1412> Stand: 11.1.2010.

Himmelfarb 1997: G. Himmelfarb, Telling it as You Like it. Postmodernist History and the Flight from Fact. In: K. Jenkins (Hrsg.), The Postmodern History Reader. London: Routledge 1997, 158–174.
Hodder 1986: I. Hodder, Reading the Past. Cambridge: University Press 1986.
Hodder 1989a: Ders., Writing Archaeology. Antiquity 63, 1989, 268–274.
Hodder 1989b: Ders. (Hrsg.), The Meaning of Things. London: Unwin Hyman 1989.
Hodder 2003: Ders., Archaeological Reflexivity and the »Local« Voice. Anthr. Quart. 76 (1), 2003, 55–69.
Hölscher 2002: T. Hölscher, Klassische Archäologie. Grundwissen. Stuttgart: Theiss 2002.
Holtorf 2007: C. Holtorf, Archaeology is a Brand! The Meaning of Archaeology in Popular Culture. Walnut Creek/CA: Left Coast Press 2007.
Horkheimer/Adorno 1990: M. Horkheimer/Th. W. Adorno, Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt a. M.: Fischer 1990.
Ingold 2008: T. Ingold, »Materials against Materiality«. Arch. Dialogues 14 (1), 2008, 1–38.
Jenkins 1995: K. Jenkins, On »What is History?« London: Routledge 1995.
Joyce 2002: R. Joyce mit R. Preucel/J. Lopiparo/C. Guyer/M. Joyce, The Languages of Archaeology. Oxford: Blackwell 2002
Joyce/Preucel 2002: R. Joyce mit R. W. Preucel, Writing the Field of Archaeology. In: R. Joyce mit R. Preucel/J. Lopiparo/C. Guyer/M. Joyce, The Languages of Archaeology. Oxford: Blackwell 2002, 18–38.
Kansteiner 1994: W. Kansteiner, From Exception to Exemplum: The New Approach to Nazism and the »Final Solution«. Hist. and Theory 33, 1994, 145–171.
von Keitz 2004: U. von Keitz, Das Zeitverlies. Zur Desorientierung filmischer Chronologie in Alain Resnais' »L'année dernière à Marienbad«. In: Ch. Rüffert/I. Schenk/K.-H. Schmid/A. Tews (Hrsg.), ZeitSprünge. Wie Filme Geschichte(n) erzählen. Berlin: Bertz-Verlag 2004, 151–161.
Knappett 2005: C. Knappett, Thinking Through Material Culture: An Interdisciplinary Perspective. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 2005.
Kocka 1986: J. Kocka, Sozialgeschichte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1986.
Kosselleck 1979: R. Kosselleck, Vergangene Zukunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979.
Kosselleck 2000: Ders., Zeitschichten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000.
Kosselleck 2004: Ders., Einleitung. In: O. Brunner et al. (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe 1, A–D. Stuttgart: Klett-Cotta 2004, XIII–XXVII.
Kossinna 1920: G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie. Leipzig: C. Kabitzsch 1920.
Kreimeier 2004: K. Kreimeier, Extension bis zum Nullpunkt. Die stillgestellte Zeit im Bewegungsbild. In: Ch. Rüffert/I. Schenk/K.-H. Schmid/A. Tews (Hrsg.), ZeitSprünge. Wie Filme Geschichte(n) erzählen. Berlin: Bertz-Verlag 2004, 17–28.
LaCapra 2004: D. LaCapra, History in Transit. Experience, Identity, Critical Theory. Ithaca: Cornell University Press 2004.
Laclau/Mouffe 1985: E. Laclau/C. Mouffe, Hegemony & Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics. London: Verso 1985.
Lämmert 1972: E. Lämmert, Bauformen des Erzählens. Stuttgart: Metzler1972.
Lämmert 1990: Ders., »Geschichte ist ein Entwurf«: Die neue Glaubwürdigkeit des Erzählens in der Geschichtsschreibung und im Roman. German Quart. 63 (1), 1990, 5–18.
Landau et al. 2000: D. Landau/W. Parkes/J. Logan/R. Scott, Gladiator: The Making of the Ridley Scott Epic. New York: Newmarket Press 2000.
Latour 1995: B. Latour, Lettre à mon ami Pierre sur l'anthropologie symmétrique. Ethn. Française XXVI (1), 1995, 32–36.
Latour 1997: Ders., Nous n'avons jamais été modernes. Essai d'anthropologie symétrique. Paris: Gallimard-Jeunesse 1997.
Leenhardt 1973: J. Leenhardt, Lecture politique du roman »La Jalousie« d'Alain Robbe-Grillet. Paris: Éditions de Minuit 1973.

Lindwedel 2005: M. Lindwedel, Alain Robbe-Grillets intermediale Ästhetik des Bildes. [Dissertation Universität Hannover 2005].

Mann 1971: G. Mann, Wallenstein. Sein Leben erzählt von Golo Mann. Frankfurt a. M.: Fischer 1971.

Maqdissi et al. 2009: M. al Maqdissi/D. Bonacossi/P. Pfälzner (Hrsg.), Schätze des Alten Syrien: Die Entdeckung des Königreichs Qatna. Stuttgart: Theiss 2009.

Marzahn et al. 2008: J. Marzahn/G. Schauerter/B. Müller-Neuhof/K. Sternitzke/M. Wullen/ H. Strzoda (Hrsg.), Babylon: Wahrheit. München: Hirmer 2008.

Mommsen 1993 [1858]: Th. Mommsen, Die Archive der Vergangenheit ordnen. In: W. Nippel (Hrsg.), Über das Studium der Alten Geschichte. München: dtv 1993 [1858], 163–165.

McGuire/Shanks 1996: R. H. McGuire/M. Shanks, The Craft of Archaeology. Am. Ant. 61(1), 1996, 75–88.

Morrissette 1963: B. Morrissette, Les romans de Robbe-Grillet. Paris: Éditions de Minuit 1963 [2. erw. Aufl.].

Munslow 1997: A. Munslow, Deconstructing History. London : Routledge 1997.

Nissen et al. 1993: H.-J. Nissen/P. Damerow/R. K. Englund, Archaic Bookkeeping: Early Writing and Techniques of Economic Administration in the Ancient Near East [Translated by Paul Larsen]. Chicago: University of Chicago Press 1993.

Pollock 1992: S. Pollock, Bureaucrats and Managers, Peasants and Pastoralists, Imperialists and Traders: Research on the Uruk and Jemdet Nasr Periods in Mesopotamia. Journal World Prehist. 6 (3), 1992, 297–336.

Praetzellis 2003: A. Praetzellis, Dug to Death. A Tale of Archaeological Method and Mayhem. Lanham: Altamira Press 2003.

Ratzel 1899: F. Ratzel, Anthropogeographie. Stuttgart: J. Engelhorn 1899.

Rau o. J.: M. Rau, Vision. Erinnerung nach Vorwärts. <http://www.international-institute.de/ sites/vision.htm> Stand: 11.1.2010.

Rieckhoff 2007: S. Rieckhoff, Keltische Vergangenheit: Erzählung, Metapher, Stereotyp. Überlegungen zu einer Methodologie der archäologischen Historiografie. In: St. Burmeister/ H. Derks/J. von Richthofen (Hrsg.), ZWEIUNDVIERZIG. Festschrift für Michael Gebühr zum 65. Geburtstag. Rahden: Marie Leidorf 2007, 19–34.

Robbe-Grillet 1957: A. Robbe-Grillet, La Jalousie. Paris: Éditions de Minuit 1957.

Robbe-Grillet 1963a: Ders., Ein Tag Zuviel. Frankfurt a. M.: Fischer 1963 [Les Gommes, übersetzt von Gerda von Uslar].

Robbe-Grillet 1963b: Ders., Pour un nouveau roman. Paris: Éditions de Minuit 1963.

Robbe-Grillet 1989: Ders., Vom Anlaß des Schreibens [übersetzt von Karin Rick]. Tübingen: Rive Gauche 1989.

Röttgers 1982: K. Röttgers, Geschichtserzählung als kommunikativer Text. In: S. Quandt/ H. Süssmuth (Hrsg.), Historisches Erzählen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 1982, 29–48.

Rüsen 1989: J. Rüsen, Lebendige Geschichte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1989.

Rüsen 1994: Ders., Historische Orientierung. Köln: Böhlau 1994.

Schadt 2002: Th. Schadt, Das Gefühl des Augenblicks. Zur Dramaturgie des Dokumentarfilms. Bergisch Gladbach: Bastei Lübbe 2002.

Schiller 2006 [1789]: F. Schiller, Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Stuttgart: Reclam 2006 [1789].

Schmidt 2006: K. Schmidt, Sie bauten die ersten Tempel. Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeit. München: C.H. Beck 2006.

Shanks/Tilley 1992: M. Shanks/Ch. Tilley, Re-Constructing Archaeology. Theory and Practice. London: Routledge 1992.

Sontag 1968: S. Sontag, »Preface«. In: R. Barthes, Writing Degree Zero. New York: Hill and Wang 1968, vii–xxi.

Spector 1993: J. Spector, What This Awl Means: Feminist Archaeology at a Wahpeton Dakota Village. St. Paul: Minnesota Historical Society Press 1993.

Spindler 1993: K. Spindler, Der Mann im Eis. Neue sensationelle Erkenntnisse über die Mumie aus den Ötztaler Alpen. München: Goldmann 1993.

Stanzel 2001: F. K. Stanzel, Theorie des Erzählens. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht [7]2001.

Stein 1999: G. J. Stein, Rethinking World-Systems. Diasporas, Colonies, and Interaction in Uruk Mesopotamia. Tucson: University of Arizona Press 1999.

Stoler 2002: A. L. Stoler, Colonial Archives and the Arts of Governance. Archival Science 2, 2002, 87–109.

Süssmann 2000: J. Süssmann, Geschichtsschreibung oder Roman? Zur Konstitutionslogik von Geschichtserzählungen zwischen Schiller und Ranke (1780–1824). Stuttgart: Franz Steiner 2000.

Tringham 1991: R. Tringham, Households with Faces: The Challenge of Gender in Prehistoric Architectural Remains. In: J. Gero/M. W. Conkey (Hrsg.), Engendering Archaeology: Women and Prehistory. Oxford: Blackwell 1991, 93–131.

Tringham 1996: Dies., But Gordon, Where are the People? Some Comments on the Topic of Craft Specialization and Social Evolution. In: B. Wailes (Hrsg.), Craft Specialization and Social Evolution: In Commemoration of V. Gordon Childe. Philadelphia: MASCA Press, University of Pennsylvania 1996, 233–239.

Ward 2001: A. Ward, The Movie »Gladiator« in Historical Perspective. <http://ablemedia.com/ctcweb/showcase/wardgladiator1.html> Stand: 10.1.2010.

White 1973: H. White, Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth Century Europe. Baltimore: Johns Hopkins University 1973.

White 1987: Ders., The Content of the Form. Narrative Discourse and Historical Representation. Baltimore: Johns Hopkins University 1987.

Winckelmann 1969 [1754–55]: J. J. Winckelmann, Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst. Stuttgart: Reclam 1969 [1754–55].

Wolf 1982: E. Wolf, Europe and the People Without History. Berkeley: University of California Press 1982.

Wright/Johnson 1975: H. T. Wright/G. A. Johnson, Population, Exchange, and Early State Formation in Southwestern Iran. Am. Anthropologist 77, 1975, 267–289.

Zeltner 1966: G. Zeltner, Alain Robbe-Grillet, Techniker und Träumer. In: A. Robbe-Grillet, La Jalousie oder die Eifersucht. Stuttgart: Reclam 1966, 23–32.

Reinhard Bernbeck
Freie Universität Berlin, Institut für Vorderasiatische Archäologie, Hüttenweg 7, D-14195 Berlin und Department of Anthropology, Binghampton University, Binghamton (NY), USA
rbernbec@zedat.fu-berlin.de